

[Nachdruck verboten.]

22]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

Sultana sah sich der Mutter gerade zu einem Zeitpunkt beraubt, wo sie das Verlangen hatte, sie Tag und Nacht um sich zu haben und all ihre Not an ihrem Herzen auszuweinen.

Nachdem sie Abdallah gesehen hatte, war es wohl nicht mehr die Ehe an sich, die ihr Angst und Abscheu einflößte, aber desto mehr der Gedanke, so weit, weit fortzureisen, den Launen und Gnaden dieses einen fremden Mannes preisgegeben, fortzureisen von dem Elternhause, das sie nun — vor der Trennung — mit all seinen unsichtbaren Fäden zu binden schien und — das ärgste von allem — von einer Mutter, die selbst ins Unglück gestoßen war.

Sie fühlte diese Trennung fast als ein Lebewohl für das ganze Leben: als seien sie von nun an für einander tot und sollten einander nie wiedersehen.

Es schnitt wie Messer in Djeridas Mutterherz beim Anblick dieses grenzenlosen Schmerzes, dem gegenüber ihr eigener Kummer zu nichts wurde. Sie bemühte sich, alles in rosigen Farben zu malen und sprach Lüge und Wahrheit in buntem Gemisch, bloß um zu trösten.

„Glaube mir, alles andere ist besser für Dich, als bei Deinem Vater daheimzubleiben, der in jeder Beziehung dem Ruin entgegengeht. Nur wird Dich besuchen, wenn Du willst. Und ich ziehe heim zu meinem Stamm, nach Beni-Bid, von wo aus ein Kamel mich in zwei Tagen zu Dir trägt. Uebrigens habe ich es nicht verlernt, ein Pferd zu reiten. In einem Tage bin ich bei Dir. Alle loben Abdallah seiner Güte wegen. Trotz seiner Jugend wird er schon jetzt als mächtiger Marabu geehrt, der Dir Zutritt zu dem höchsten Paradiese sichern wird, obwohl Du nur ein Weib bist. Du bleibst seine einzige Ehefrau und wirst in seinem Hause leben wie eine Königin; denn er ist sehr reich. Ueberdies übertrifft er an Körperbau und Schönheit alle Männer, denen ich begegnet habe. Aber das weißt Du ja schon selbst. Nur erzählte mir, er habe ihn zu dem Feste eingeladen, damit Du ihn sehen könntest.“

„Ich habe ihn gesehen und könnte sicherlich keinen stattlicheren Mann bekommen. Auch seine Augen sind mild, und er wird nicht böse gegen mich sein, so Allah es will. Könnte ich bloß in Deiner Nähe bleiben, würde ich nicht weinen. Und wenn ich dabei wüßte, daß Du selbst glücklich bist, o Mutter!“

So sprachen sie lange hin und her, wiederholten dieselben Dinge wieder und wieder mit denselben Worten.

Nur ein Name ward nicht genannt. Ueber Marcel schwieg Sultana, wie sie es vom ersten Tage an getan. Denn dieser Punkt war empfindlich wie eine Brandwunde, der keine fremde Hand sich nähern darf. Genug, daß ihr eigener Gedanke sich nicht hängen ließ, sondern wie ein Senker Tag und Nacht in der Wunde grub.

Später sprachen sie von Hamza und Bleira. Da wurde Djerida zu einem ganz anderen Menschen. Sie schien einen Augenblick alles über dem Triumph zu vergessen, den sie in ihrer wohlberechneten Rache genoß.

Sie wußte, daß Hamza seine neue Gattin, nachdem der unheimliche Gestank trotz aller Beschwörungen Amors eher zu als abgenommen, schon verstoßen und nach Dar sofna b'hojna gesandt hatte, um die Scheidung durchzuführen, da nach einer Beratung mit Amor kein anderer Ausweg blieb, sein eigenes Leben zu retten.

Djeridas Sieg konnte, schien es, nicht vollkommener sein. „Aber weißt Du nicht,“ wandte Sultana ein, „daß Vater die Ehe ungültig erklären lassen und die Kaufsumme zurückverlangen wird, weil man ihn betrogen und ihm ein sterbendes Mädchen verkauft hat?“

„Das wußte ich nicht. Aber um so besser. Ich wünsche Murr wegen nicht, daß er sein Geld verliert.“

„Es wäre besser, wenn die Ehe vollzogen gewesen wäre, ehe er sie verließ.“

„Niemals!“ zischte sie mit funkelnden Augen. „Ich habe geschworen, daß er sie nie besitzen soll.“

„Aber der Kadi wird verlangen, daß die Ärzte sich über ihre Gesundheit äußern. Der Kadi kann nicht Amor zu Rate

ziehen oder seinen Angaben Gehör schenken. Und die Ärzte werden sagen, daß ihr nichts fehlt. Nur meint, daß Vater dann die Summe nicht zurückfordern kann, daß er aber sicherlich, von den Aussagen des Kadi und der Ärzte umgestimmt, Amor die Türe weisen und Bleira zurücknehmen, ja vielleicht den ganzen Zusammenhang entdecken und sich an Euch allen rächen wird. Amor, der einen Grabfrevler begangen und einen Leichnam seiner Arme beraubt hat, wird der Uzara übergeben, und wir alle werden bestraft werden.“

Djerida war sprachlos.

„Was gedenkt Nur zu tun?“ stammelte sie endlich.

„Nur fürchtet den Ausgang der Sache. Und wir beide bedauern Bleira von Herzen.“

„Bleira? Ihr, meine Kinder? Ihr haltet es mit ihr, die Eure Mutter verdrängt hat? Ich Unglücklicher!“

„Sie hat ja nichts aus eigenem Willen getan. Und sie ist selbst wenigstens ebenso unglücklich wie Du. Uebrigens tut sie selbst alles, um nicht Vaters Weib zu werden.“

Hier wurde das Gespräch von der Henna unterbrochen, die hereinkam, um Sultanas pechschwarzes Haar aufzustechen und ihr beim Ankleiden behilflich zu sein.

Als sie fertig war und sich neuerdings im Saale zeigte, gekleidet in ein Serwal aus wasserblauem Crêpe de Chine, firschtotem Bolero und Bluse aus dünner Gaze mit eingewebten Blumen, gab es keine Grenzen für die erkünstelte Begeistigung, die einen bitter-süßen Weigeschmack von Neid enthielt.

Weit urwüchsiger und echter waren die althergebrachten Redereien, die die Damen gutgelaunt auf das noch unerfahrene Kind abfeuerten.

An diesem Spiel durften selbst die Dienerinnen, sowohl Eudaneserinnen wie Beduinenweiber sich beteiligen; ihre Stellung in der Familie ist ja unter dem Halbmond eine viel vertraulichere als in den europäischen Ländern. Mabruka ging an der Spitze, und das Geschütz, dessen sie sich bediente, war ganz dazu angetan, die Damen, für welche Liebesmysterien das einzige Thema war, an dem sie wirklich Spaß fanden, vor Lachen fast platen zu machen.

Aber auch dieser Psalm sollte mit einem Hallelujah enden.

Die dienenden Frauen hatten jede ihre Derbuka mitgebracht, eine Art Tamburin in Form einer unten breiter werdenden Tonbase, deren Boden durch ein gespanntes Hundehautfell ersetzt war.

Nun war der Augenblick gekommen, um unter wilden Gesängen, die die glückliche Braut priesen, auf die Derbuka loszutrommeln.

Sie lachten und sprangen und sangen ihre barbarischen Melodien, die die Schwarzen in seltsamen Kehllauten, die Beduinerinnen durch die Nase und den eingeklemmten Gaumen hervorpreßten, während ihre Gebärden sich in demselben Grade von allen Schönheitsbegriffen entfernten, in welchem sie sich der jede Mißdeutung ausschließenden großen Anschaulichkeit näherten.

Offenbar vertrugen sie es nicht recht, Hochzeitlieder zu singen.

Oder waren die süßen Redereien so gewürzt und parfümiert oder die feurige Maitresse zu inspirierend gewesen?

10.

Abdallahs Heimat lag so weit entfernt von Tunis — am entgegengesetzten Ende des Reiches —, daß man von dem allgemeinen Gebrauche, die Hochzeit im Hause des Bräutigams zu feiern, abweichen mußte.

Zum zweiten Male in weniger als zwei Wochen wurde dem in Si Hamzas Hause Hochzeit gehalten. Und dennoch wollte es das blutige Schicksal, daß nach Beendigung dieser Feste als einziges weibliches Wesen des Hauses die Regerin Sinar zurückbleiben sollte.

Das ganze Haus war in Gebrauch genommen und festlich erleuchtet.

Die eingeladenen Männer versammelten sich im Hofe und in all den unteren Gemächern. In den oberen Räumen wurden die Damen von Valla Uarda empfangen, da es natürlich nicht anging, daß Djerida als verstohlene Frau anwesend sei, wenn auch die Braut, die das Haus nun verlassen sollte, ihre eigene Tochter war.

Als letzter von allen, eine ganze Stunde nach Sonnenuntergang, erschien Abdallah mit seinem Gefolge.

Seine Freunde, lauter Eingeweihte der Bruderschaft Abd el Kader Tidjani, hatten sich in ihrer Zäuna versammelt, wo sie sich mit Räucherduft und einigen Versen des Korans stärkten.

Ihnen folgten zum Brautthause die unausweichlichen Spielleute mit ihren donnerähnlich dröhnenden Tamburins.

An der Spitze des Zuges, dem ein starkes Geleite Neugieriger sich angeschlossen, gingen etwa ein Dutzend Knaben in ihren besten Gewändern mit angezündeten Gramsas, riesigen, in fünf Zweigen gegossenen Dichtern, einer Nachahmung der glückbringenden Hand Fatmes, des mächtigsten Talismans des Islams.

Bei der Ankunft empfing den Bräutigam das Freudengeschrei unsichtbarer Frauen: ijul ijul ijul und jenes seltsame Gähnerglücken, mit dem die schönen Lüneferinnen die großen Augenblicke des Lebens feiern. Unterdessen wurde oben bei den Damen Marm gerufen; es hieß sich aus dem großen Mittelsaal, den der Bräutigam durchschreiten mußte, entfernen und sich in den umliegenden kleineren Gemächern verbergen.

Abdallah besaß keine Mutter oder weibliche Verwandte, die ihn zu seiner Braut führen konnte. Lalla Warda durfte sich dem fremden Manne nicht zeigen. So mußte er denn, was von allen Regeln abwich, von seinem Schwiegervater zur Schwelle des Brautgemaches geleitet werden, das am Ende eines Korridors, gerade über dem Kuppelsaal lag und seine vergitterten Fenster dem Hofe zuwandte.

Abdallah klopfte an und trat ein, blieb aber einen Augenblick bei der Türe stehen, tief ergriffen von dem Anblick dieses jungen Weibes, das schon seine Gattin war, ehe er es noch gesehen.

Da saß Sultana auf ihrem goldenen Brautthronen mitten in dem strahlend erleuchteten Raume, ernst und geschmückt wie ein Götterbild.

(Fortsetzung folgt.)

Borchardts Vorgänger.

II.

Die Revolte des Ministers gegen die Ordnung des preussischen Abgeordnetenhauses endigte, wie wir gesehen haben, mit der Heimsendung des Hauses. Nachdem man so nachdrücklich bewiesen, daß ein Minister über eine parlamentarische Ordnung stünde, stellte man nun in einem zweiten Falle die Regel auf, daß der Präsident aber gleichwohl berechtigt sei, die Regierungsvertreter — gegen Kritik (nicht nur gegen unparlamentarische Äußerungen) aus dem Hause zu schützen.

Am 5. Mai 1865 erstattete Professor Gneist, als Referent der Kommission, Bericht über die Verhandlungen, die zur Vertiefung der verfassungswidrig unternommenen Heeresreform geführt hatten. Gneist (auch einer, der hernach ganz bismärdisch gefinnt wurde), hatte an das religiöse Gewissen des Kriegsministers appelliert, dieses Werk zu verleugnen: „diese Reorganisation — mit dem Kainszeichen des Eidbruchs an der Stirn — die reorganisierte Armee auf dem Boden des Verfassungsbruches wäre doch sicher eine Armee, die nun und nimmermehr eine dauernde Institution dieses Landes werden kann, so lange eine göttliche Gerechtigkeit über diesem Lande waltet!“

Das war keine parlamentarisch unzulässige Bemerkung, sondern wie Gneist nachher richtig erläuterte, ein Appell an die Gewissenhaftigkeit des Kriegsministers, die ihn abhalten wird, diese Institution auf die Dauer aufrecht zu erhalten, wenn sie im Widerspruch mit dem Verfassungsgeiste nicht aufrecht zu erhalten ist.

Aber der Kriegsminister v. Roon verstand nicht oder wollte nicht verstehen: Er sprach vielmehr die folgenden Sottisen:

„Wenn der Herr Referent sich erlaubt hat, gegen mich persönlich zu werden in einer Weise, die wohl bisher in der parlamentarischen Geschichte aller Völker unerhört ist, so bin ich genötigt, schon jetzt eine persönliche Auffassung über diese ganz unmotivierten Persönlichkeiten auszusprechen. Der Herr . . . hat mich einen religiösen Mann genannt. . . . Wenn er nun aber daran die Frage knüpft: „Wie kann dieser religiöse Mann sich zu einem Werke bekennen, welches das Kainszeichen des Eidbruchs an der Stirn trägt?“ . . . so muß ich mich allerdings wundern, daß er nicht deswegen von dem Herrn Präsidenten zur Ordnung verwiesen ist. Da das nicht geschah, so bin ich meinerseits in der unangenehmen Lage, ihm zu erklären, daß seine Äußerung jedenfalls an der Stirn trägt den Stempel der Ueberhebung und der Unverschämtheit.“

Der stenographische Bericht verzeichnet an dieser Stelle: „Stürmische Bewegung in der Versammlung. Lebhaftes Bravo!“

auf der Rechten; wiederholte Rufe: Zur Ordnung! Anhaltender Ruf der Glode des Präsidenten.

Der Vizepräsident v. Unruh rief den schimpfenden Kriegsminister nun zwar nicht zur Ordnung. Aber er beharrte darauf, Gneists Äußerung habe nicht gegen die Ordnung verstößen, weil in der That die Aufrechterhaltung der Reorganisation nicht mit dem Bestehen der Verfassung und dem darauf geleisteten Eid in Uebereinstimmung gesetzt werden könne. Hätte der Referent also wirklich gefehlt, so müsse er dem Kriegsminister zu bedeuten geben, daß auch er jede Grenze des parlamentarischen Gebrauchs weit über sprungen hat, und daß er das Präsidium in die Unmöglichkeit versetzt, in zukünftigen Fällen die Minister zu schützen.

Schließlich schien es äußerlich zu einem Ausgleich zu kommen. Der Minister nahm seine Beleidigung halb und halb zurück, warf aber dem Präsidenten vor, daß er Licht und Sonne zwischen den in diesem Hause diskutierenden Personen und Parteien nicht richtig verteile. Dadurch werde der Einzelne genötigt, sich selbst Recht zu nehmen.

Aber Bismard und seine Leute vergaßen die Szene nicht. Schon am 9. Mai brachte das Bismardsche Reptil, die „Provinzial-Korrespondenz“ einen Artikel über „parlamentarische Zügellosigkeit“, in dem haarlein nachgewiesen wurde, daß die Verfassung Äußerungen, wie die von Gneist nicht schütze. Die Verfassung bezwecke „möglichst freie Meinungsäußerung der Landesvertretung“. „Zur Freiheit der Meinungsäußerung gehört aber in einem gestifteten Staatswesen keineswegs auch die Freiheit der persönlichen Beleidigung, der Schmähung, der Verleumdung gegen die Personen der Landesobrigkeit.“ Es entspreche dem Sinne der Verfassung nicht, „daß die freie Meinungsäußerung der Landesvertretung in Zügellosigkeit verkehrt werden könne. Die Verfassung kann nicht gewollt und nicht vorausgesetzt haben, daß das Abgeordnetenhaus das Beispiel von Handlungen geben dürfte, welche bei jedem anderen mit schweren und entehrenden Strafen geahndet werden.“

Nach dieser schmeichelhaften Charakteristik der Väter unserer heutigen Nationalliberalen und ihres über Sitte, Anstand und Gesetz vernichtenden parlamentarischen Treibens wurde dem Präsidenten vorgeworfen, „daß er die Ordnung und Ruhe des Hauses nicht in Uebereinstimmung mit dem Geiste der öffentlichen Sitte, Ordnung und Gesetzmäßigkeit streng und unparteiisch aufrecht erhalte. Einer der Präsidenten habe vielmehr unumwunden eingeräumt, daß er die Ordnung des Hauses nicht nach den Geboten parlamentarischer Sitte, sondern als Parteimann handhabe.“

Schon am 14. Juni beantragte Herr v. Waldow-Steinhövel im preussischen Herrenhause Vorkehrungen der Staatsregierung zu strafrechtlichen Verfolgungen von Injurien, Verleumdungen usw. im Abgeordneten Hause, natürlich „innerhalb der Grenzen der bestehenden Gesetze“. Bismard erklärte sich bereit, die Gerichte vor die Frage zu stellen, ob sie die Verfassung so auslegen, „daß volle Straflosigkeit besteht für Injurien und Verbrechen, welche durch das Wort auf der Tribüne begangen werden können“. Bestände aber nach den Gerichtsentscheidungen ein solches privilegium odiosum, so müßte das Gesetz geändert werden. (Ein Kriegsminister hatte einen Abgeordneten beschimpft!)

Man ging sofort ans Werk. Die Staatsanwaltschaft wurde angewiesen, zwei Abgeordneten, Lewestien und Frenkel den Prozeß zu machen, wegen Vorwürfe, die sie im Parlament gegen einen Regierungspräsidenten erhoben. Die Gerichte lehnten in zwei Instanzen das Einschreiten als unvereinbar mit dem Artikel 84 der Verfassung ab. Nun brachte Bismard den Fall an das Obertribunal. Dieser höchste Gerichtshof bestand aus zwei Senaten, dem rheinischen (mit Mitgliedern aus Westfalen) und dem alt-sächsischen (mit den Mitgliedern der alten Provinzen). Die Rheinländer waren unzuverlässig; um also ein richtiges Urteil zu erhalten, schob man zwei Hilfsrichter ein. So kam mit einer Stimme Mehrheit ein Beschluß zustande, der vielleicht die interessanteste Urkunde für das Seelenleben der recht preussischen Justiz ist, die die reichhaltige Geschichte dieses Unternehmens der Rechtsverlegungen in Rechtsformen lenkt.

Der Fall schien verzweifelt. Der Art. 84 stellt unzweideutig die Immunität parlamentarischer Meinungen fest. Trotzdem löste das Obertribunal die ihm von Bismard gestellte Aufgabe, die Strafverfolgung für zulässig zu erklären, auf wahrhaft bewundernswürdige Weise. Man lese und beuge sich in Ehrfurcht vor dem scharfsinnigen Witz zuverlässiger preussischer Richter:

„Der Art. 84 . . . ist eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, nach welcher alle Angehörigen des Staates den bestehenden Strafgesetzen unterworfen sind. . . . Diese ihnen (den Abgeordneten) zugetheilte Ausnahme aber muß im entstehenden Zweifel nach den Interpretationsregeln der §§ 46, 54—57 der Einleitung zum allgemeinen Landrecht so ausgelegt werden, wie sie am wenigsten zum Nachteil Dritter (also in diesem Falle zum Nachteil des „beleidigten“ Regierungspräsidenten) gereicht, am nächsten mit den Vorschriften des gemeinen Rechts und dem Hauptzweck des Staates übereinstimmt, und wie ihr Wortlaut nach dem einfachen und gewöhnlichen Sprachgebrauch aufzufassen ist.“

Nun aber hat das Obertribunal Zweifel, wie das Wort „Meinungen“ zu interpretieren sei:

„Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man hierunter lediglich die Resultate des Denkvermögens, im Gegensatz zur Verhauptung und Verbreitung von Tatsachen.“

Nach dieser erstaunlichen Anstrengung und Leistung preussischen

Denkvermögens wird auch aus der Entstehungsgeschichte des Art. 84 der Nachweis versucht, daß es in der Absicht des Gesetzgebers gelegen habe, nur solche „Resultate des Denkvermögens“ zu immunisieren. Denn in den gewaltigsten Schicksalen der preussischen Verfassungsurkunde habe man die verschiedensten Wendungen in den Verfassungsentwurf gebracht: Im ersten Regierungsentwurf hieß es: „Meinungen“. Das wurde verändert in „Worte und Meinungen“, in „schriftliche und mündliche Äußerungen“, bis man schließlich zu „Meinungen“ zurückkehrte.

Der Begriff „Meinungen“ stehe also nicht fest. Die Gesetzgebung habe den „inneren Grund“ vor Augen gehabt, „indem es zum Schutz der den Abgeordneten zubilligenden Redefreiheit nicht als notwendig erschien, denselben auf mögliche Ausschreitungen in unbestimmter, schrankenloser Weise auszudehnen“. Es sei also nicht anzunehmen, daß „Verleumdungen“ oder „Beleidigungen mit dem Charakter der Verleumdung“ immun sein sollen. „Denn das Wesen dieser Vergehen beruht gerade in der Behauptung oder Verbreitung unwahrer, dem Haß oder der Verachtung aussehender Tatsachen, auf die sich . . . der Art. 84 . . . nicht bezieht.“

So entschied das höchste preussische Gericht und begründete es auch, daß die durch die Verfassung gesicherte Straffreiheit parlamentarischer Reden darin besteht, daß sie den Schutz gerade dann verlieren, wenn sie ihn brauchen. Straffrei ist nur, was ohnehin nicht strafbar ist.

Dieses Resultat des Denkvermögens ist vom 29. Januar 1866 datiert.

Es wurde veranlaßt und erzielt, weil ein Minister sich ungebührlich benommen hatte; es sollte verhindert werden, daß die parlamentarische Ordnung gegen die gesetzlose Regierung verteidigt werden könnte.

Ueber den Beschluß gab es heftige Debatten im Abgeordnetenhaus.

Schließlich kam der Krieg, und nach Königtrag wurde mit der Opposition auch jene Entscheidung fortgeschwemmt. Der preussische Parlamentarismus trock vor dem Zunkerturn zu Kreuz, und der Liberalismus versicherte mehr und mehr, nach Zahl und Art.

Naturwissenschaftliche Bücherschau.

Es ist an der Zeit, wieder einmal auf dem naturwissenschaftlichen Büchermarkt Umchau zu halten, denn gerade die letzten Monate haben uns — neben zahlreichen wertlosen Schriften, Eintagsfliegen, die rasch vergessen sind und es auch nicht besser verdienen, — eine ganze Anzahl schöner Werke besichert. Wir können hier natürlich nur einige der wichtigsten Neuerscheinungen kurz würdigen und müssen auf Vollständigkeit von vornherein Verzicht leisten.

Zunächst wäre da zu berichten, daß von der Neuaufgabe von Brehms Tierleben bereits der dritte Band der Abteilung Vögel fertig vorliegt. Wir haben ja schon wiederholt auf diese Neuaufgabe lobend hingewiesen und behalten uns eine neuerliche, eingehende Würdigung vor, bis erst von den anderen Abteilungen einige Bände herausgekommen sind. Soweit wir orientiert sind, soll bald mit der Herausgabe der Säugetiere begonnen werden.

Von der gleichen Bedeutung wie das Erscheinen des Brehm ist die Herausgabe der dritten, stark veränderten Auflage des altbewährten Werkes von Johannes Ranke „Der Mensch“ (3. Auflage. Mit mehr als 700 Abbildungen im Text, 7 Karten und etwa 60 Tafeln. 2 Bände in Halbleder gebunden 30 M. Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig und Wien). Der erste Band dieser bisher noch immer unerreichten Darstellung behandelt die Entwicklung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. In den fünfzehn Jahren, die seit Ausgabe der letzten Ausgabe verfloßen sind, hat sich vieles geändert, dem die Neuaufgabe weitgehend Rechnung trägt. Auch in den Einzelheiten der Disposition sind mancherlei Änderungen vorgenommen, ohne daß dadurch die Gesamtanlage des Buches berührt würde. Die einschneidendste Umarbeitung hat naturgemäß der Abschnitt über die Entwicklungsgeschichte erfahren. Von anderen Veränderungen sei erwähnt, daß in dem Kapitel über Verdauung ein Abschnitt über die in neuerer Zeit zu so großer Bedeutung gelangten Forschungen über innere Sekretion hinzugefügt ist. Auch sonst merkt man überall die bessernde Hand. Vermißt habe ich nur eine entsprechende Hervorhebung der bedeutungsvollen Resultate der biochemischen Blutforschung, die für die Fragen der Abstammungslehre doch von Wichtigkeit sind. Ebenfalls hätte man es gern gesehen, daß in einem derartigen umfassenden Werke nicht aus Gründen einer falsch angebrachten Prüderie die Besprechung der Genitalorgane umgangen wäre. Der zweite Band behandelt die heutigen und die vorgehlichen Menschenrassen. Hier hat namentlich der zweite Abschnitt über die Urrassen in Europa tiefgreifende Umarbeitung erfahren müssen. Vor allem erforderten die in den letzten Jahren gemachten Funde diluvialer und vordiluvialer menschlicher Knochenreste, so die Untersuchungen von Slaatsch und Hauser über den Homo Mousteriensis, ferner die Arbeiten von Schoetensack über den Homo Heidelbergensis, die Entdeckung der Knochenreste von La Chapelle-aux-Saints u. a. m., durch die unsere Anschauungen über die Abstammung des

Menschen in vieler Hinsicht modifiziert wurden, weitgehende Berücksichtigung. Alle diese Funde sind durch ausgezeichnete Abbildungen vertreten, wie überhaupt die bildliche Ausstattung des Werkes sehr gewonnen hat. So wird der Ranke auch in seiner neuen Gestalt noch auf Jahre hinaus seine führende Rolle bewahren.

Es wäre aber nicht gerecht, wenn wir in diesem Zusammenhange nicht noch eines anderen, bereits 1911 im Verlage von G. Fischer in Jena erschienenen Werkes wenigstens Erwähnung täten. Ich meine die ausgezeichnete Darstellung des bekannten schwedischen Zoologen Wilhelm Leche, „Der Mensch, sein Ursprung und seine Entwicklung“ (Preis geb. 7,50 M., geb. 8,50 M.), das in viel knapperem Rahmen eine sehr klare Einführung in das behandelte Gebiet bietet. Gleichzeitig enthält das Werk auch eine sehr instruktive Einleitung in die Deszendenztheorie überhaupt, mit besonderer Berücksichtigung der Stammesgeschichte der Wirbeltiere.

Allen Freunden der Paläontologie wird ferner ein im Verlage von E. Schweizerbart in Stuttgart erschienenes, reich illustriertes Werk von O. Abel, „Grundzüge der Paläozoologie der Wirbeltiere“ (Umfang 724 Seiten mit 470 Abbildungen; Preis geb. 18 M.), hoch willkommen sein, das zum erstenmal den Versuch wagt, auch hinsichtlich der ausgestorbenen Tierwelt biologische Gesichtspunkte zur Durchführung zu bringen. Trotzdem das Abelsche Werk eine streng wissenschaftliche Untersuchung ist, ist die Darstellung doch eine so klare und anschauliche, daß auch der Laie reichen Nutzen und Anregung von der Lektüre haben wird. Freilich gehört ernstes Studium und wirkliche Vertiefung zum Verständnis. In einer sachgemäß geleiteten Arbeiterbibliothek sollte das Werk jedenfalls nicht fehlen.

Direkt an den Laien wendet sich dagegen P. Deegener mit seinem Buche über „Lebensweise und Organisation, eine Einführung in die Biologie der wirbellosen Tiere“. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. Preis geb. 5 M., geb. 6 M.) Der Verfasser sucht hier den Nachweis zu erbringen, daß Bau und Lebensweise der Tiere in strengem Wechselverhältnis zu einander stehen, und zeigt weiter, wie die Funktion bestimmend auf den Bau der einzelnen Organe und die Organisation des gesamten Organismus wirkt. Was das Buch besonders wertvoll und anziehend macht, sind die zahlreichen Anweisungen zur Anstellung eigener Beobachtungen an unserer heimischen Tierwelt. Erst dadurch gewinnt ja eine Beschäftigung mit zoologischen Fragen ihren höchsten Reiz und bringt dauernden Gewinn. Weiterhin möchte ich auch noch auf die im Verlage von R. Oldenbourg in München erschienene „Einführung in die Biologie“ (Preis geb. 8 M.) von O. Mas und O. Renner hinweisen, die vielen namentlich deshalb wertvoll sein dürfte, weil hier neben der Tierwelt auch die Botanik zu ihrem vollen Rechte kommt. Die durch gute Abbildungen unterstützte Darstellung ist durchaus gemeinverständlich gehalten, so daß man das Werk als erste Einführung wohl empfehlen kann.

Ganz besonders hervorheben möchte ich aber heute eine speziell für Arbeiterkreise bestimmte neue Sammlung, die von Dr. Bastian Schmid herausgegebene „Naturwissenschaftlich-Technische Volksbücherei“, von der gegenwärtig bereits einige dreißig Nummern vorliegen und zahlreiche weitere sich laut Prospekt in Vorbereitung befinden. Zu einem — in Anbetracht des Gebotenen — wirklich erstaunlich billigen Preise (die einzelne, etwa 50 Seiten umfassende, zum Teil reich illustrierte Nummer kostet nur 0,20 M.) werden hier von namhaften Fachleuten im besten Sinne populäre Darstellungen aus dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaft und der Technik geboten. Es ist natürlich nicht möglich, hier alle Bändchen aufzuzählen, ich muß mich vielmehr darauf beschränken, einige besonders anerkanntswerte Leistungen herauszugreifen. Eingeleitet wurde die Sammlung durch ein Bändchen von Hugo Fischer, „Die Batterien“, das neben Bau und Lebensweise der Batterien namentlich ihre Bedeutung im Haushalte der Natur, sowie die wichtigsten Krankheits-erregter schildert. Ganz prächtig ist auch von Prof. J. Blahmann „Der gestirnte Himmel“, das in sehr geschickter Weise den Laien mit den wichtigsten Fragen der Himmelskunde vertraut macht. Der bekannte Entomologe Julius Stephan ist mit zwei sich ergänzenden Bändchen in der Sammlung vertreten, „Insektenschädlinge unserer Heimat“ mit 134 Abbildungen und einem ebenfalls reich illustrierten Bändchen über „Unerwünschte Hausgenossen aus dem Insektenreich“. Der Leser wird aus dem letzteren Bändchen mit Erstaunen sehen, welche Anzahl von Insekten die menschlichen Niederlassungen als Wohnung bevorzugen, von der heimlich tückenden Totenruhr bis zu dem als frechen Honigtrüber gefürchteten Totenlopf.

Aus der Reihe der technischen Bändchen möchte ich namentlich die sehr interessante und lehrwerte Schrift von Prof. R. Schreiber über „Die Eisenbahnen“, sowie eine Arbeit vom gleichen Verfasser über den „Verkehr“ hervorheben. Schreiber versteht es meisterhaft, seinen Stoff dem Leser nahe zu bringen und ihn anregend und verständlich zu gestalten. Endlich sei auch noch auf das von R. Radung bearbeitete Bändchen „Heizung und Heizungsanlagen“ hingewiesen. Soffentlich findet dieses dankenswerte Unternehmen, das unter der Ägide der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft e. V. erscheint, einen recht fruchtbaren Boden.

Zum Schluß dieser Uebersicht möchte ich endlich noch auf ein soeben erschienenenes kleines Werk von Prof. G. Braun, „Die Erforschung der Pole“, hinweisen, das gerade im gegenwärtigen Augenblick, da durch die Verzwingung des Südpols durch Amundsen das Interesse ganz besonders auf die Polarländer gelenkt ist, sehr aktuell ist. Beginnend mit der Entdeckungsgeschichte der Arktis und Antarktis, behandelt Braun zunächst die Methoden der Polarforschung und geht dann zu einer Beschreibung der klimatischen, geologischen und biologischen Verhältnisse der Polargebiete über. Trotz seiner leichtverständlichen Darstellung ist das Buch doch in durchaus wissenschaftlichem Geiste gehalten und entwirft ein übersichtliches Bild unserer heutigen Kenntnisse von diesen wichtigen Regionen unseres Erdballes.

Kleines Feuilleton.

Erziehung und Unterricht.

Knabenhandarbeit. Man hat längst eingesehen, daß unsere Schule, einerlei welchen Grades, abgesehen von vielen andern Schäden, vor allem an einem leidet: am Wort. Man lernt Worte, lernt sie in Regeln zusammengefaßt; man füllt mit Worten das Gedächtnis. Die Schule scheint mitunter zu glauben, die Welt bestände aus Abstraktionen. Und so eben kommt es, daß in den Kindern die Vorstellungskraft, die bildende Phantasie und der Wille zum Schaffen verkümmern. Die Kinder werden der wirklichen Welt und der zukünftigen Lebensführung entfremdet. Nun ist gewiß manches geschehen, sochem Uebergewicht des Wortes entgegen zu wirken. Man spricht heute schon an allen Orten von der Werk- und von der Arbeitsschule. Und meint damit eben eine Pädagogik, die den Kindern die Augen für alle Wirklichkeit öffnen und nicht nur einseitig den Intellekt, vielmehr den Menschen in seiner Ganzheit entwickeln möchte. Zu den Lehrmitteln dieser neuen Pädagogik gehört der Handfertigkeitunterricht. Wie weit es heute damit voranging, darüber berichtete der 21. Kongreß des deutschen Vereins für Knabenhandarbeit, der neulich in Charlottenburg tagte. Die Ausstellung, die damit verbunden war (sie ist bis zu diesem Sonntag im Charlottenburger Rathaus zu sehen), gab einen guten Ueberblick über das, was zurzeit in Deutschland geleistet wird, sowohl an Vortrefflichem wie an Unzulänglichem.

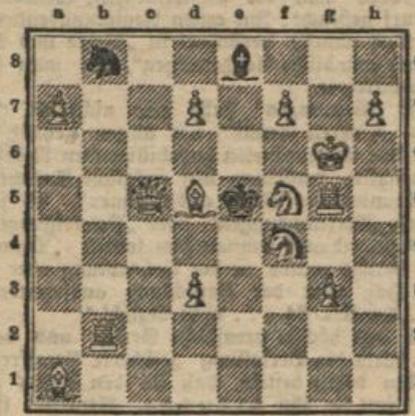
Um das Unzulängliche zuerst abzutun, sei festgesetzt, daß gerade die Charlottenburger Schulen noch sehr im Dunkeln tasten. Sie verwechseln noch immer modernen Handfertigkeitunterricht mit längst vergangenem Holzbrand und ähnlichem. Der Handfertigkeitunterricht soll: das Auge schärfen und die Hand geschickt machen; die Charakterbildung dahin beeinflussen, daß die Qualität Maßstab jeder Leistung wird; den Geschmack auf ein halbwegs erträgliches Niveau heben. Das geschieht in Charlottenburg nicht. Geschieht auch nicht durch das sogenannte Basteln, das in einzelnen Klassen geübt wird. Es ist durchaus richtig, daß der Unterricht in der Physik, in der Naturwissenschaft, in der Geographie und in der Geschichte dadurch verstärkt und verdeutlicht werden kann, daß man die Knaben anhält, ihre Anschauungen in Modellen oder in Apparaten zu materialisieren. Dafür muß es dann aber die notwendigen Rohstoffe und Hilfsmittel geben. Verrostete Hufeisen und zerbrochene Lampenzylinder sind zu primitiv. Da soll die Schulverwaltung gefälligst daran denken, wieviel weniger der Volksschüler kostet als der Gymnasiast, und dann soll sie das notwendige Handwerkszeug und was sonst dazu gehört, anschaffen. Vorbildlich ist bis jetzt in Charlottenburg nur die Art, wie der Handfertigkeitunterricht in den Hilfsschulen genutzt wird. Hier hilft man den Kinderbegabten, ihrem schwachen Intellekt und geringen Vorstellungsvermögen dadurch, daß man sie anhält, die Begriffe gewissermaßen sinnlich zu erleben, ja zu schaffen. Sie kneten das Wachsen „Kotkappen“ in Ton, zeichnen es dann mit Dinstiften und schreiben zuletzt erst den Aufsatz.

Wie es nun um den Handfertigkeitunterricht bestellt sein sollte und glücklicherweise auch schon vielfach bestellt ist, zeigt der übrige Teil der Ausstellung. Da treffen wir zunächst die Lehrerseminare Leipzig, Berlin und Hagen; wir sehen, wie Lehrer der Volksschulen und auch der höheren Lehranstalten zum handwerklichen Verständnis und zu ganz respektablen Leistungen des Handgeschickes herangebildet werden. Wir treffen ferner die Arbeiten der Schüler solcher Lehrer, überraschende Ergebnisse der leichten Tischlerarbeit, auch der schwereren Hobelarbeit, des Verarbeitens von Pappem und von Blech usw. In Mannigfaltigkeit sehen wir die drei Forderungen, die der Handfertigkeitunterricht erfüllen will, verwirklicht. Neben dem strengen Werkstattnuß, wie er in den Münchener Schulen unter der Führung von Kerscheneiner waltet, steht das farbenfrohe Spiel, das in Hamburg der Jugend die Werkzeuge und die Hand lieb machen will; steht die gefällige Sachlichkeit Dresdens, die den Knaben anleitet, der schlichten Gebrauchsfähigkeit einen netten Ausdruck zu geben. Es ließe sich noch vielerlei aufzählen. Die Hauptsache bleibt: der Handfertigkeitunterricht setzt sich durch.

H. Dr.

Schach.

Unter Leitung von E. Alapin.
Wabson.



1+

Lösung. Diese kurose Stellung wurde im Münchener Vortrag vom 10. Mai für Anfänger als Übungsstudium aufgegeben. Der Anfänger hat nämlich sämtliche 47 (!) Züge aufzufinden, durch die Weiß am Zuge Matt in einem Zuge setzen kann. (14T-Abzüge, 11L-Abzüge, 7S-Abzüge, 8 Bauernwertwandlungen, 6 Damenzüge und 1 Bauernmatt.)

Die zahlreichen Bestellungen des erwähnten Vortrages für absolute Anfänger haben eine Drucklegung erforderlich gemacht. Den Bestellern wird hiermit mitgeteilt, daß die Versendung der Drucksache nicht vor Ende Juni wird stattfinden können. — Anlässlich unseres kurzen Berichtes vom 11. Mai sind uns zahlreiche Zuschriften teilweise mit Einwendungen gegen die schachpädagogische Methode zugekommen. Eine hiervon ist so wichtig, daß sie nachstehend vor der Öffentlichkeit erliebet werden muß. Sie gipfelt in folgender Betrachtung. Da wir selbst zugeben müssen, daß opferreiche Meisterpartien die besten Repräsentanten der Schachspielkunst sind, diese aber keineswegs dem von uns aufgestellten Prinzip des Dedens eigener und Fressens feindlicher Steine huldigen, sondern vielmehr auf positive und negative „Opfer“ (!) ausgehen, kann das erwähnte Prinzip angeblich nicht als die „Quintessenz“ der Schachspielkunst gelten. Durch die Aufstellung des Prinzips dürften also die Anfänger sehr oft zu direkten Fehlern verleitet werden.

Diese Betrachtung ist nur anscheinend richtig, fällt aber, sobald man auf den Grund des Begriffs „Opfer“ eingeht. „Opfer“ bedeutet nur eine temporäre Preisgabe von verhältnismäßig minderwertigem Material, um später dafür vollwertigeres Material einzufrieden. Der Meister, dessen Spielfähigkeit ausreicht, um die Schlagmöglichkeiten zu überblicken, die in späteren Zügen entstehen werden, kann im gegebenen Moment anscheinend gegen das Materialwahrungsprinzip verstoßen, um in Form anscheinender „Opfer“ dasselbe (!) Prinzip zu potenzieren! ... Um das Prinzip in so idealer Form zu verwirklichen, muß man auf mehrere Züge hinaus kombinieren. Um die Kombinationen der eventuellen Schlagmöglichkeiten z. B. auf zwei Züge hinaus zu lernen (!), muß man augenscheinlich zunächst sich in den einzigen Schlagmöglichkeiten üben. Deshalb ist diese Übung des Prinzips, das die „Quintessenz“ bildet, für den Anfänger unerlässlich. Obwohl er dadurch unter Umständen einen fehlerhaften Zug machen wird. ... In der nachstehenden Partie ist auf die obige Bedeutung des Begriffs „Opfer“ hingewiesen.

Mittelgambit.	16. Dg3-f2	f7-f5!
In der Berliner Schachgesellschaft 1898 gespielt.	17. Se4-c5	Sd5-b6!
E. Schallopp Prof. Dr. L. Landau	18. Th1-e1?
1. e2-e4	e7-e5	Besser war das Schlagen:
2. d2-d4	e5xd4	SxL1
3. Dd1xd4	Sb8-c6	18. Lg7xb2!!
4. Dd1-e3	Sg8-f6	Ein „Opfer“ eines L, um nach
5. Le1-d2	Sf6-g4!	19. KxL, Dxs; 20. DxD, Sa4;
6. De3-g3	d7-d5!	21. Kb1, SxD ic. S und (!) B
7. h2-h3	Sg4-f6	einzufließen.
8. e4xd5	Sf6xd5	19. Kc1-b1
9. Sb1-c3	Le8-e6	Lb2-d4!
10. 0-0-0	Dd8-d6	20. Ld2-e3
11. f2-f4	0-0-0	21. Td1xd8†
Daher sind illustriert: Entwicklung durch den Doppelschritt beider Zentrumsbauern, Schlagen feindlicher Steine, Rochade.	Dd6-e7	22. Df2xe3
12. Sc3-e4	Dd6-e7	Td8-d1†!
13. Sg1-f3	g7-g6	Wieder ein „Opfer“ um mehr
14. Lf1-b5	Lf8-g7	an Material einzusetzen! ...
15. Lb5xb6	b7xc6	23. Te1xd1
		Lc6xa2†
		24. Kb1xa2
		Dc7xe3
		25. Sf3-d4
		Sb6-d5
		Weiß gab auf, weil er a: Material schon schwächer noch weiterem materiellen Verlust (Sc3†) nicht gut entgegen kann.